



Die unglückliche junge Frau.

„§ 218“ vor 100 Jahre...

Von Honoré de Balzac.

Diese Erzählung stammt aus dem Jahre 1832; sie ist bisher unbekannt geblieben und erst kürzlich von M. Bonteron entdeckt worden.

Eines Abends, erzählte Doktor Bianchon, wollte ich mich schlafen legen, ermüdet von diesen schrecklichen Touren, die wir armen Ärzte in den ersten Jahren unserer Praxis zu Fuß und beinahe nur aus Nächstenliebe machen müssen; da meldete mir mein altes Dienstmädchen, eine Dame wünsche mich zu sprechen. Ich nickte, und bald erschien die Unbekannte in meinem Arbeitszimmer. Ich ließ sie in einem Sessel am Kamin Platz nehmen, setzte mich selbst in eine andere Ecke ihr gegenüber und betrachtete sie mit jener prüfenden Neugierde, die den Menschen unseres Berufes, wenn sie die Wissenschaft lieben, eigen ist. Ich kann mich nicht erinnern, in meinem Leben einer Frau begegnet zu sein, die einen ähnlich starken Eindruck auf mich gemacht hätte. Sie war jung, bescheiden gekleidet, nicht mehr als hübsch, aber gut gebaut.

Sie sah mich mit Unruhe an, in ihren Worten und Gebärden war ein Schwanken, das meine Neugierde steigerte. Sie mußte erst ihr Schamgefühl überwinden, und ich erwartete eines jener üblichen Bekenntnisse, an die wir Ärzte gewöhnt sind, die jedoch für die Patienten immer qualvoll sind. Plötzlich stand sie auf und sagte:

„Herr Doktor, es ist ganz überflüssig, Ihnen zu erzählen, was für ein Zufall mich mit Ihrem Namen, Ihrem Charakter und Ihrem Können vertraut gemacht hat.“

Au der Aussprache erkannte ich in ihr eine Marseillerin.

„Ich bin,“ fuhr sie fort, „seit drei Monaten mit Herrn von . . . Bataillonchef bei den Garderegimenten, verheiratet; er ist ein unbeherrschter Mensch und eifersüchtig wie ein Tiger. Seit sechs Monaten bin ich schwanger . . .“

Als sie diese Worte im Flüsterton sprach, konnte sie einen nervösen Stimmkrampf kaum unterdrücken.

„Ich gehöre einer der ersten Familien von Marseille an; ich bin achtzehn Jahre alt. Zwei Jahre lang war ich mit einem Vetter verlobt, einem lebenswürdigen jungen Mann, der aber nur einer Kaufmannsfamilie, der Familie meiner Mutter, ange-

hörte. Wir liebten uns sehr. Vor acht Monaten kam der Graf von . . . mein jetziger Gatte, nach Marseille. Er ist ein Neffe der früheren Herzogin von . . . und ein Günstling des Kaisers. Er hat die herrlichste militärische Laufbahn vor sich; alles das verführte meinen Vater. Trotz meiner Neigung, die ihm bekannt war, beschloß er meine Heirat mit dem Grafen. Dieser Wortbruch führte zu einem Zwist zwischen den beiden Familien. Mein Vater fürchtete sich vor der Marseiller Festigkeit, die zu einem Unglück führen konnte, und zog es vor, diese Angelegenheit in Paris zustande zu bringen, wo die Familie meines Vaters lebt. Wir reisten ab.

Untertwegs, im zweiten Nachtquartier, gegen Mitternacht, weckte mich die Stimme meines Veters, und ich sah seinen Kopf neben dem meinigen . . . Das Bett meiner Eltern stand drei Schritte weit; nichts hatte ihn zurückgehalten . . . Wenn mein Vater aufgewacht wäre, hätte er ihn erschossen. Ich liebte ihn. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen.“

Sie jentte den Brust und jentzte. Ich habe oft das Röcheln gehört, das aus der Brust der Sterbenden dringt, aber ich muß eingestehen, daß das Seufzen dieser Frau, dieser stehende, mit Verzweiflung vermischte Schmerz, diese Angst, durch einen Augenblick der Lust verursacht, deren Abglanz noch in den Augen der jungen Marseillerin zu leuchten schien — mich wie mit einem Schläge gegen die heftigsten Erscheinungen des Leidens abhärte.

„In drei Tagen,“ meinte sie wieder, „kommt mein Mann aus Deutschland zurück. Es wird mir unmöglich sein, meinen Zustand vor ihm zu verbergen. Er wird mich umbringen. Ja, Herr Doktor, er wird nicht einmal davor zaudern. Mein Vetter wird sich erschließen, oder er wird meinen Mann fordern. Ich bin in einer Hölle . . .“

Sie sprach diese Worte mit einer erschreckenden Ruhe aus.

„Adolf wird von seinen Eltern sehr kurz gehalten, sie geben ihm nicht genügend Geld für seinen Unterhalt; meine Mutter kann über ihr Vermögen nicht verfügen. Ich selbst besitze gar nichts. Trotzdem haben wir zu drei viertausend Franken zusammengebracht. Hier sind sie,“ sagte sie, indem sie das Geld

aus ihrem Mieder hervorholte und es mir reichte.

„Und nun, gnädige Frau?“ fragte ich. „Und nun,“ erwiderte sie und schien über meine Frage verwundert, „ich komme zu Ihnen mit der flehentlichen Bitte, die Ehre zweier Familien, das Leben dreier Menschen und meiner Mutter auf Kosten meines unglücklichen Kindes zu retten . . .“

„Sprechen Sie nicht weiter,“ sagte ich ihr kaltblütig und nahm das Gesehbuch vom Regal.

„Sehen Sie sich das an,“ zeigte ich ihr eine Seite, die sie zweifellos nicht durchgesehen hat. „Sie würden mich aufs Schafott schicken. Sie bieten mir ein Verbrechen an, das vom Gesetz mit dem Tode bestraft wird, und Sie selbst würde man vielleicht noch fürchterlicher als mich bestrafen . . . Doch sogar wenn die Justiz nicht so streng wäre, würde ich mich mit einer Operation dieser Art nicht befassen; sie ist fast immer ein Doppelmord, denn es kommt selten vor, daß die Mutter nicht auch zugrunde geht. Sie könnten einen besseren Ausweg finden. Warum fliehen Sie nicht? Gehen Sie doch ins Ausland . . .“

„Ich würde entehrt sein . . .“

Sie bestand noch eine Weile auf ihrem Wunsch, weich, mit einem dumpfen Unterton der Hoffnungslosigkeit. Ich verabschiedete sie.

Am zweitnächsten Tage, um acht Uhr morgens, kam sie wieder. Als ich sie in mein Arbeitszimmer eintreten sah, bedeutete ich ihr mit einer beredten Gebärde meine Weigerung; aber sie warf sich so schnell vor mir auf die Knie, daß ich sie nicht mehr daran hindern konnte.

„Hier,“ rief sie, „hier sind zehntausend Franken!“

„Nein, gnädige Frau,“ antwortete ich, weder hunderttausend, noch selbst eine Million würden mich zum Verbrechen verleiten. Sollte ich Ihnen sogar in einem Augenblick der Schwäche Hilfe versprechen, so wäre ich später, wenn ich handeln müßte, zur Verurteilung gekommen und wortbrüchig geworden. Ich bitte Sie, mich zu verlassen.“

Sie stand auf, setzte sich und brach in Tränen aus. „Ich bin verloren!“ rief sie. „Mein Mann kommt morgen zurück.“

Dieses fürchterlich schwermütige Bild verfolgte mich den ganzen Tag. Ich hatte

Modernes Morgenlied.

Der Wecker rasselte in die Proletarierstube.
Die Frau springt auf: „Ach ja, schon vier!“
Rasch waschen, Frühstück machen, dann den
Wecker auf halb sieben,
damit die Kinder nicht zu lang im Bette blieben.
So gegen achte ist sie wieder hier.

Wenn die Sirenen ihre Dissonanzen orgeln,
dann schrubbst sie schon in den Büros.
Sie zieht die schwere Bohnerbürste hin und her
und macht Papierkorb für Papierkorb leer.
Viel hundert Proletarierfrau'n erfüllen stumpf
dasselbe Los.

Sie haben sich in dieser Arbeit aufgerieben
und gehen Jahr um Jahr am frühen Morgen
im Winter frierend durch die Stadt,
im Sommer von der dumpfen Nacht noch matt.
um aufgeräumten Arbeitsplatz für andere zu
besorgen.

Der Morgen bringt für sie kein froh' Erwachen,
zeigt ihnen deutlich zwei verschiedene Menschen-
klassen.

Denn zarte Damen schlafen ruhig hinter Schutz-
vorhängen,
und seine Herrn erquicken sich auf leich'en
Morgengängen,
derweil sie Arbeit machen müssen, die sie
hassen.

Ihr Frau'n, die ihr die ersten seid
an jedem frühen Morgen,
seid auch die ersten in dem Streit,
der einst die Arbeitswelt befreit
von allen ihren Sorgen.

Dann orgeln die Sirenen keine Dissonanzen,
und ihr braucht nicht vor Morgengraun zu
schänzen.

Die Erde frei!
Proletenfrau, sei auch dabei!
Friedel W i d e r a.

diese bleiche Frau fortwährend vor meinen
Augen, fortwährend las ich die Gedanken,
die aus ihrem letzten Blick sprachen. Abends,
als ich zu Bett gehen wollte, brachte mir
eine alte, zerlumpte und nach Straßenkot
riechende Frau einen Brief, der auf einem
fettigen, vergilbten Papierbogen hingekritzelt
war; die Schrift war kaum zu lesen, und es
war etwas Entsetzliches in dieser Botschaft
und in diesem Voten.

„Ich bin von einem ungeschickten Kur-
pfuscher in einem verdächtigen Hause mas-
sakiert worden, denn nur dort fand ich Mit-
leid. Ich bin verloren. Ich befinde mich
unter dem Namen „Frau Lebrun“ im „Pic-
cardischen Hotel“ in der Seine-Straße. Das
Unglück ist geschehen. Werden Sie jetzt den
Mut haben, mich zu besuchen und sich zu ver-
gewissern, ob es für mich noch irgendeine
Rettungsmöglichkeit gibt? Werden Sie eine
Sterbende geneigter anhören?“

Glühender Frost lief durch meinen Kör-
per. Ich warf den Brief ins Feuer und
legte mich hin; aber ich schlief nicht: ich wie-
derholte mehrmals und beinahe mechanisch:
„Die Arme, die Arme . . .“

Am nächsten Tage, nachdem ich alle
meine Besuche erledigt hatte, ging ich, von
einem inneren Zwange geführt, ins ange-
gebene Hotel. Unter dem Vorwand, auf der
Suche nach jemand, dessen Adresse ich nicht
genau kannte, zu sein, holte ich vorsichtig
Erfundigungen ein. Der Portier sagte mir:
„Nein, mein Herr, wir haben keinen
Gast dieses Namens. Gestern kam eine

junge Dame an, aber sie wird nicht mehr
lange hier bleiben . . . Sie ist heute mittag
gestorben.“

Ich verließ eilig das Haus und nahm
eine ewige Erinnerung an Trauer und
Grauen mit. Ich sehe selten einen ein-
samem Leichenzug, ohne Verwandte, ohne
Freunde, durch Paris ziehen, ohne dabei an
dieses Abenteuer zu denken. Und jedesmal
entdecke ich darin ein neues Thema zum
Nachdenken. Es ist ein ganzes Drama, das
sich zwischen fünf Personen abspielte; ihre
mit unbekanntem Schicksale laufen vor mir
auf tausendfache Art und Weise ab und be-
schäftigen mich oft stundenlang . . .

Der Vogel des Winters.

Waghalsige Krähen.

Leute, die es wissen, behaupten, daß die
Krähe ihre versöhnlichen Eigenschaften habe,
während die Menschen sich im allgemeinen aus
dem Schwarzrod nicht viel machen. Allzu miß-
tönend ist sein Geträchz. Außerdem ist die
Krähe berüchtigt, weil sie einen gefährlichen
Feind unserer Singvogelwelt darstellt. Sie ist
der schlimmste Eierdieb, den es gibt, auch die
jungen Vögel verschmäht sie nicht. Denn die
Krähe ist ja ein Allesfresser. Abgesehen davon
aber macht die Krähe viele ihrer Fehler gut,
da sie ein grimmiger Feind der Raubvögel ist
und sich nicht scheut, auch Vögel anzugreifen,
die viel größer sind als sie selber. Zu einem
Teil entspringt diese Tapferkeit ja auch dem
Haf, denn die Krähe weiß, daß die Raubvögel
ihr selber Feind sind, besonders die verschiedenen
Falkenarten, die einen Krähenbraten unter
keinen Umständen verschmähen. Risten Krähen
aber auf einem Grundstück, so sind die jungen
Hühner vor dem Zugriff frecher Raubvögel
ziemlich sicher, denn diese wagen sich nicht her-
an, wenn die Luftflotte der Krähen unterwegs
ist.

Wenn man eine Krähe in langsamem
Fluge ziemlich niedrig dahinschweben sieht,
meint man, daß sie träg und phlegmatisch sei,
aber man braucht nur einmal ein Duell zwi-
schen einem Habicht und einer Krähe zu beob-

achten, um zu sehen, daß die Krähe ein sehr
gewandter, flinker Gegner ist. Ihr Tempera-
ment reißt sie sogar bisweilen dazu hin, auch
ganz allein einen Wadervogel anzugreifen,
was doch eigentlich der reine Selbstmord ist.
Sind zwei Krähen zusammen, so unternehmen
sie geradezu kühne Taten. Unbedingt die
Stärkeren sind zwei solcher verbündeten Krä-
hen, wenn sie einen ausgewachsenen Hasen
anfassen. Sie haben nach keinen Augen,
und der Hase wird wehrlos.

Im allgemeinen hat die Krähe großen Res-
pekt vor den Menschen und weiß ganz genau,
wann sie sich in acht nehmen muß, und wann
sie frech sein kann. Hat ein Mann eine Flinte
in der Hand, dann braucht er gar nicht daran
denken, daß etwa eine Krähe ihm in Schutz-
weite kommen könnte. Ist er aber unbewaff-
net, so kennt die Frechheit der Krähen keine
Grenzen. Das erlebte ein Mann, der eine
Vogelkolonie inspizieren wollte. Er fuhr in
einem Boot nach der Vogelinsel hinüber, und
eine Krähe folg'te ihm, da er keine Flinte bei
sich hatte. Sie blieb in seiner unmittelbaren
Nähe, als er die Nester der Vögel nachsah,
und ließ sich durch keine Rufe verschrecken. Ja,
sie war so frech, daß sie vor seinen Augen drei
Rövenier kaputt machte. Die Geschicklichkeit
der Krähen bei ihren Raubzügen ist erstaun-
lich; im Laufe weniger Minuten haben sie ein
Vogelnest ausgeplündert. Besondere Vorliebe
haben sie für die Eier aller Seevögel.

In den Gegenden, wo der Vogelbestand
geschützt werden soll, bleibt nichts übrig, als
gegen die Krähen vorzugehen. Sie abzuschießen,
wird nur selten gelingen, dagegen kann man
viel erreichen, wenn man Gift auslegt.

Die Turmkrähe, auch Dohle genannt, ist
der Zwerg unter den Rabenarten, ist sie doch
nur 33 Zentimeter lang. Die Dohle ist eine
viel gewandtere Fliegerin als die Krähe, mischt
sich aber bisweilen mit Saatkrähenschwärmen.
Gefangene Dohlen machen viel Freude und ler-
nen ohne große Mühe sprechen. Auch wie ein
Hahn krähen lernen sie schnell. Sie gewöhnen
sich an das Haus, in dem sie gefangen gehalten
werden und beweisen, auch wenn man sie frei
ein- und ausfliegen läßt, eine große Anhäng-
lichkeit. Fritz B e h n.

Alterschwäche setzt bei vierzig ein.

Was man vor hundert Jahren in einem Lexikon lesen konnte.

Vor uns liegt ein Lexikon aus dem Jahre
1830. Es ist also mehr als hundert Jahre alt.
Das merkt man seinem Inhalt auch ganz ent-
schieden an. Nur ein paar Kostproben:

„Kino“

auch Gummitino, eine wichtige, dem Coouthout
nahestehende Droge, gewonnen aus den
Säften verschiedener tropischer Holzarten. Man
unterscheidet vier verschiedene Hauptarten vom
Kino

„Auto“

Autos, soviel wie Alte, Fachbezeichnung für
anfänglich in Spanien geübte gerichtliche
Handlungen und öffentliche Auspreisungen.
Später schlechthin dramatische Vorstellung, mit
besonderer Berücksichtigung des geistlichen Ele-
mentes . . .

„Sport“

englische Bezeichnung, soviel wie Spiel, Unter-
haltung. Wird vornehmlich für Belusti-
gungen im Freien gebraucht, Rennen,
Schwimmen, Rudern, Jagd, Fischerei. Die Vor-
liebe für diese Volksbelustigungen ist eine

nationale Charaktereigentümlichkeit aus-
schließlich in England

„Verjüngung“

in der Architektur. Fachausdruck für das
Zulaufen von Säulen am oberen Ende,
verbunden mit einer Verringerung des Schaft-
durchschnittes. Im übertragenen Sinne heißt
es bei Zimmerleuten soviel wie das Abschragen
eines Balkens oder Holzstückes.

„Alterschwäche“

medizinische Bezeichnung für das Nachlassen der
organischen und Muskelkräfte. Beim Manne
tritt sie in den vierziger Jahren
ein, bei der Frau oft fünf bis zehn Jahre
früher . . . Gleichlaufend mit dem körperlichen
Verfall wird eine Abnahme der geistigen Fähig-
keiten, Bergeßlichkeit, kindisches Wesen, Ver-
blöbung festgestellt . . .

Mit vierzig Jahren altersschwach? Oh, die
Welt ist inzwischen hundert Jahre älter ge-
worden, aber die Vierzigjährigen viel, viel
jünger . . .

Hochstapler.

Von Kurt Münzer.

Einige Coups waren mir mißglückt. Ich mußte etwas unternehmen. Da ging ich in die „Dase“, es war das leicht eröffnete, also eleganteste, also von dem Rest der Reichen besuchteste Lokal. Ein einziger großer Saal in der ersten Etage der Meinekestraße, alte Möbel, drei, vier Stile geschmackvoll durcheinander, die einzelnen Tisch- und Sesseltablissements getrennt durch kleine französische Paravants, die nichts verbargen, durch Blumentrippen, man hatte die Illusion, für sich zu sitzen, und sah doch alles.

Ein einziger kleiner Tisch (für drei) war leer. Als ich dahinsteuerte, kam der Chef angelaufen. O pardon, aber der Cavaliere Battisti haben sich solchen einen Tisch reservieren lassen. (Man muß wissen: Battisti hatte ein Konzert in der Philharmonie gegeben, hatte in der Staatsoper in „Boheme“ und „Rasensball“ gesungen und den ekkelantesten Erfolg gehabt. Ganz Berlin sprach von Battisti!) Ich hatte Gesteigesgegnung und sagte, ganz recht, er habe mich herbestellt, der Cavaliere, ich erwarte ihn. Und setzte mich. Ich begann sofort zu speisen. Die Vorspeisen des Hauses waren berühmt.

Als ich bei der Suppe war, kam er. Allgemeiner Aufstand. Er war klein, unterseht, bleich, schwarz, fett im Gesicht, er sah sich nur wenig ähnlich, aber benahm sich wie zweimal Tenor. In Begleitung von Chef, Ober- und zwei Unterkellnern näherte er sich meinem Tisch, der Chef wies auf mich, der Cavaliere sah erstaunt aus, sein feurig schimmerndes Auge trübte sich, da erhob ich mich schnell, winkte mit der Serviette, ging ihm entgegen, sagte frech, Sie erinnern sich doch, beim Intendant neulich das Vergnügen gehabt, von Menzitoloff, wenn Sie an meinem Tisch, Cavaliere —

Er schüttelte meine Hand, er sah nicht vergnügt aus, ich wußte noch nicht, was und wie. Aber ich mache mir nie einen Plan, ich fange nur an, dann entwickelt sich alles logisch, wird schon werden, erst mal satt werden, auf anständige Weise.

Der Cavaliere sprach ein gebrochenes Deutsch. Er sprach es perfekt. Ich bekam sofort Verdacht. Ich legte italienisch los, so ein Tutti-frutti-Italienisch, Macaroni e espresso, aber er sagte lebenswürdig, wir sollen Ihr schönes Teutisch redde. Und ich merkte, der hat nie Italien getochen, ich habe wenigstens im „Diana“ in Mailand einen Coup gemacht, aber der ist nicht über Zürich hinausgekommen. Battisti? . . . Niemals.

Nun, um so besser. Auf einmal spielte die Kapelle „Boheme“, „Wie eiskalt ist —“ Mitdendrin steht dieser Cavaliere auf, und mit vollem Magen, fast Mund legt er los, in den Saal hinein, auf die hundert eleganten Leute hin, steht da mit Bauch, Hängelinn, Fettschuppen, Serviette aus Herz gepreßt, und legt die Arme nur so mit Falsch und Bauch hin: „Wie eiskalt ist das dem Menschen —“

Battisti? . . . Ein Hoffänger! So viel versteht man doch. Aber die „Dase“ raute. So was. Der Cavaliere sozusagen privat, ganz intim, das ist ein Erlebnis, würdig gekabelt zu werden. Da verbeugt er sich schon, lächelt, er hebt die fetten Hände, und er sagt:

„Hier die Winterhilfe! Bitte schön!“

Und er ergreift die Brottschale, schüttet die Brötchen aus, reicht sie mir, Wink: geh sammeln! . . . In diesem Moment hatte er etwas Großartiges. Ich muß schon sagen: monumental. Diese Geste! Sogar ich beugte mich diesem Genie, ich nahm die Silberschale und ging los. Lächelnd, meine Zähne haben mir schon zu

viel verholten. Im Saal erst betretenes Schweigen, dann Aufregtheit. Die Herren mußten dran glauben. Ich erntete Banknoten, einen Scheck, noch einen. Jetzt nahm eine Dame ihr Perlenkollier ab und warf es mir in den Sammelteiler. Nun, mit eckten hätte sie das nicht gemacht. Japanische. Aber ich schätzte: der alte Fehler in der Schönhäuser würde mir doch zweihundert dafür geben. Während ich umherging, sah ich einen sehr eleganten Herrn eintreten, er suchte, er nahm den dritten Stuhl an unserm Tisch. Als ich wiedertam, plauderte er schon mit dem strahlenden Battisti und hatte schon eine Liebstrauenmilch vor sich. Battisti streckte die Hände aus, so fett sie waren, so begehrtlich waren sie doch. Aber ich zog mein großes Seidentreppuch und packte den Erlös ein, überschlug dabei, etwa einaufend bar. Die Perlen, zwei Ringe, ein Armband, ein goldenes Puderbüschchen, was alles die Damen dem Cavaliere geopfert: wenn ich den alten Fehler bei guter Laune traf, gab er mir fünf- bis sechshundert. Battisti sah mir zitternd zu, er konnte keinen Eklat machen, ich sagte ihm, ich bringe Sie in meinem Wagen heim, Cavaliere. Und verstaute das Päckchen hinter mir im Sessel.

Der Cavaliere ging mal weg. Wie er draußen ist, was gesch'eh't? Der Elegant an unserm Tisch sagt mir lachend, na, woher wollen Sie denn so schnell Ihren Wagen nehmen? Der haben Sie doch noch keinen gestohlen? Dabypart? Dann fahren wir in meinem los, mit dem Cavaliere w'rd man leicht fertig. Dilet-

Kinder verkauften Spielzeugen.

Vor den Schaufenstern der Warenhäuser staunen die Kinder über die herrlichen Dinge, Motoren, Bauläsen, Eisenbahnen, die der Weihnachtsmann ihnen bringen wird. Der steht einweilen groß und mächtig mit seiner Aue und nickt, durch eine Mechanik dazu befähigt, den Buben und Mädels ermahnen zu. Glücklicherweise die Kleinen, die noch glauben können ihre Wünsche gingen alle in Erfüllung, man müsse nur recht brav sein. Für sie ist das Spielzeug Inbegriff des Glückes. Aber, wer hätte je damit gerechnet, diese schwere Zeit vermöchte selbst in einigen Fällen aus dem Spielzeug eine Dual für die Kinder zu machen.

An den Ecken der Straßen stehen Kinder, blauverfroren und mit zerrissenen Kleidern oder handeln mit aufziehbaren Kanarienvögeln oder verkaufen Jo-Jos. Stundenlang rufen sie ihre Ware aus, haben manchmal Glück und dürfen wenige Groschen als Reingewinn einstecken. Es gibt — Gott sei Dank — noch Menschen, denen das Abendbrot doppelt so gut schmeckt wenn sie so einem armen Barm ein Freude gemacht haben. Andere wieder murmeln etwas in den Bart über ausbeutende Eltern und machen von dem Kanarienvogel keinen Gebrauch. Sie wissen offenbar nicht, daß man vor diesen Buben den Hut abnehmen muß, weil sie, trotz ihrer Jugend, der in Arbeitslosigkeit verzweifeltsten Familie wenigstens einen Verdienst zuführen, wenn er auch noch so lärglich ist.

Man muß sich auch das Pech vorstellen, von dem die Armen betroffen werden, wenn sie — nach stundenlangem, vergeblichem Warten — endlich einen Käufer gefunden haben, den sie aber nicht mehr bedienen können, weil gerade ein Schupo erscheint.

Aber die Hoffnung verlieren sie nie. Unverzagt preisen sie ihr Spielzeug an, nicht selten

tant. Battisti ist heute beim italienischen Gesandten.

Was blieb mir übrig. Sagen Sie selbst?! Also Halbpant, der Elegant sagt, jetzt muß ich nur um meinen Wagen telephonieren. Wie Battisti wiederkommt, schon gefaßt, findet er uns beide in Unterhaltung, ich stelle vor: Baron Grimmhäuser. Es paßt dem Cavaliere nicht, sein fettes Gesicht verdirbt sich, er vergißt sein perfekt gebrochenes Deutsch und sagt berlinerisch: „Anjehem!“ Aber er meint: Hol dich der!! Wir essen noch eine halbe Stunde und ich bin splendid, ich greife in den Sack hinter mir und bezahle die Rechnung. Nur der Dritte besteht darauf, seinen Wein selbst zu berappen. Besten, daß er mir die fünfundsiebenzig abzieht? Telephoniert hat er. Vielleicht mach ich mit ihm dauernd Compagnie. Das ist einer.

Nun gehn wir. Battisti voran, von Applaus untroubt, ich raune, singen Sie doch noch einen Abschiedsgruß, ein Dankeschön, man war ja splendid. Aber jetzt lohnte ihm nicht mehr, er lächelt grade noch so, er ist geladen mit Mut und Rache. Ich halte fest, aber wirklich feste, den Sack mit den zirka fünfzehnhundert.

Draußen, zwei Häuser weiter, tatsächlich ein Auto! Der Baron voran: öffnet uns den Schlag — da trifft mich fast einer. Sibt schon wer drinnen, streckt die Hand aus. Zum Alex, sagt der Baron und lächelt fein, nicht mal hochhaft, eher zärtlich. Er hat uns Reingefallen. Noch zwölf Minuten sind wir am Alex. Aus. Fu!ch Keine fünfzehnhundert. Statt dessen der falsche Battisti achtzehn. Ich sechs Monate!

Jetzt bin ich draußen, die Welt liegt vor mir, ich werde nach London gehen. Die Berliner Bolente ist mir über.

von dem Versichern begleitet: „Etwas für die Kleinen, damit sie lachen und nicht weinen.“

An Euch liegt es, daß auch die Kinder mit den gestickten Hosen und zerrissenen Schuhen zu diesen Kleinen gehören. K u f u.

Dies und das.

Das berühmte „Schwarze Museum“ von Scotland Yard in London hat jetzt in Rom ein Gegenstück erhalten. Dort ist ebenfalls ein Museum des Verbrechens eröffnet worden, das gleich dem englischen dem Publikum nicht zugänglich ist. Einige der dort aufgestellten Stücke sind sehr interessant. Es findet sich dort zum Beispiel ein Stilet, das auf dem Griff die Worte „Corfica Ven-detta“ trägt, während auf der Klinge eingraviert ist: „Möge die Wunde, die ich verursache, tödlich sein“. Sehr viele Stücke haben Beziehung zu den Ausbruchsvorfällen der Gefangenen. Als originellstes Stück ist ein Revolver zu erwähnen, den ein Gefangener aus Brokruken gemacht und dann schwarz angestrichen hat. Der Revolver wirkt so naturgetreu, daß es dem Gefangenen möglich war, einen Wärter damit in Schach zu halten, so daß die Flucht gelang.

Im Kongogebiet gibt es eine einheimische Schafart, die keine Wolle hat.

Die Augen der Libellen haben dreißigtausend Facetten, die das erstaunliche Sehvermögen dieser Insekten bewirken.

Es gibt in der ganzen Welt 35.781.995 Motorfahrzeuge; davon besitzen die Vereinigten Staaten allein 28 Millionen.

Im Nordatlantischen Ocean sind in einer einzigen Saison drei Millionen Heringe gefangen worden. Es ist schätungsweise anzunehmen, daß insgesamt in der Welt in jedem Jahre 16 Milliarden Pfund Fische gefangen werden.

Bücher machen Freude.

Im Herold-Verlag Levy u. Müllers, bekannt seit Jahrzehnten durch die Herausgabe guter, einwandfreier und billiger Bücher für die Jugend, sind auch neuer für Weihnachten eine Reihe gediegener, schön ausgestatteter Bände erschienen, die sich für den Gabelntlich gut eignen:

„Petra Reife.“ Von Barbara Ring. Erlebnisgeschichte eines kleinen Mädchens, 104 Seiten. Für Knaben und Mädchen von 9-10 Jahren. Mit 10 Textbildern. Preis M. 2.—. Ein herzerquickendes, humorvolles Kinderbuch, in dem von Ulla und Petra erzählt wird, zwei kleinen Mädchen, die mit ihrem Großvater auf die Reife gehen und in der Großstadt kommt es dann zu verschiedenen lustigen Zwischenfällen und Erlebnissen.

„Hans Eichhorn, der Knuts.“ Von Eddy Bauer. Eine lustige Geschichte von den Tieren des Waldes. Für Knaben und Mädchen von 8-12 Jahren. 193 Seiten. 4 farbige Vollbilder und 20 Textbilder. Preis M. 4.80. Hans Eichhorn ist ein Eichhornjunge, der im Walde lebt und es faulisch hinter den Ohren hat. Er treibt immer Scherereien, ein überwältiger kleiner Knuts, ein richtiger Knutsob. Ein fröhliches Tierbuch, das den Kindern große Freude machen wird.

„Stoffel Meut über Meer.“ Von Erika Mann. Eine abenteuerliche Abenteuergeschichte. 112 Seiten. 20 Textbilder. Preis M. 2.50. In einem kleinen Ort am See beginnt die Geschichte und endet mit den Hosenknäpfern von New York, mit Sturmwind, Geheimnissen, Spannung und Gefahren. Alle Wunder der Technik, die härter und erhabener sind, als Märchenwunder es sein können, spielen mit. Die Kinder lernen dabei, ohne es zu merken, Spannung und Lustig ist das Buch für Knaben und Mädchen von 8-12 Jahren bestimmt.

„Drei Jungen auf dem Bergspitz.“ Von Christian F. Hansen. Eine lustige Knabengeschichte. Für Knaben von 8-12 Jahren. 15 Textbilder. Preis M. 2.50. Zwei Schalkknospen, um ihre „Kampflinge“ gekocht, spielen Indianer. Wer hört das in seiner Jugend nicht gelangt hier wird davon erzählt, wie es dabei angeht, wie die Geometrie durch List und Schlichtheit einander zu überwinden suchen und wie sich in der Phantasie der Spielenden der Wald zum Arnold, die Wege zur Heide, das Waldtal zur Teufelskammer wandelt.

„Abenteuer-Geschichten.“ Herausgegeben von Mirza Ceranovic. 188 Seiten. Für Knaben von 10-14 Jahren. 4 Ton-Vollbilder. Preis M. 3.20. Von fernen Meeren und Weiden erzählen diese ausnehmlichen Abenteuer-Geschichten, die voll spannender Handlungen und bewegter Begehrnisse sind. Bestimmte Begehrnisse mit wilden Menschen und Tieren, Entsetz und Heiteres präsentiert sich in bunter Reihenfolge. Das Buch wird der allen lebensfähigen Jungen beste Begleitung werden.

„Das Geheimnis des Vram Vingerling.“ Von Leo- hard Haggensen. Die merkwürdigen Abenteuer eines Schülers. 100 Seiten. 20 Textbilder. Preis M. 4.—. Vram Vingerling ist ein kleiner Ballek, der einer geheimnisvollen Erfindung auf die Spur kommt, die den Hühnergeschichten zu einer berühmten Persönlichkeit macht. Die Geschichte, in der es bewegt angeht und in der verschiedene technische Wunder eine Rolle spielen, ist leicht erzählt und voll der merkwürdigen Abenteuer und Begehrnissen.

Seit dem Jahre 1874 hat es im Mississippi-Tal etwa zwanzig verheerende Ueberschwemmungen gegeben, bei denen Tausende von Menschenleben umlamen und Millionenwerte vernichtet wurden.

Das Zentrum des Briefmarkenhandels befindet sich jetzt in London. Kürzlich waren dort vier Briefmarken ausgestellt, die zusammen einen Wert von nicht weniger als 50.000 Pfund hatten. Eine dieser Marken, die Ein-Cent-British-Guinea-Marke, die 1922 für 7750 Pfund verkauft wurde, ist heute das doppelte wert!

Haushaltrezepte

Rost zieht Feuchtigkeit an. Die Räume, in denen wir Kleidungsstücke, Obst, Bücher und andere Gegenstände aufbewahren, müssen so trocken wie möglich sein, da die Sachen sonst Schimmel ansetzen oder Fleckflecken bekommen. Ein einfaches Mittel, Feuchtigkeit in einem Raum zu beseitigen, ist, einen Blechkasten mit ungelöschtem Kalk aufzustellen, der die Feuchtigkeit aufsaugt. Die gleiche Wirkung erzielt man, wenn man Kalkumchlorid in einem Metallgefäß auf einen Tisch stellt. Man muß diesem

Gefäß eine etwas schräge Lage geben, damit die aufgefängene Feuchtigkeit in ein Gefäß darunter ablaufen kann. Wenn das Kalkumchlorid ganz angefeuchtet ist, trocknet man es durch Erhitzen und kann es dann von neuem verwenden. Nebenbei soll man in feuchte Räume möglichst viel Sonne und Licht einlassen.

Sortiergeld in Briefen. Im allgemeinen wartet die Post davor, Geld in Briefen zu versenden; selbst bei Einschreibebriefen hastet sie nicht für das Abhandenkommen des Inhalts solcher Briefe. Es kommt jedoch zuweilen vor, daß man kleine Beträge in Briefe verschicken möchte. Dann soll man stets in ein Stückchen Karton einen Schutz schneiden, so daß man die Münze gerade hineinschieben kann. Diese Karte wird dann ganz fest in den Briefbogen eingefaltet, damit das Geld nicht im Brief hin- und herrutscht.

Gegen rissige Hände. Sprünge und Risse der Haut an den Händen sind für jede Hausfrau eine schlimme Plage und doch unvermeidlich, sobald man selber im Haushalt zugreift. Je empfindlicher und geschonter die Hand sonst ist, umso leichter entstehen natürlich die Risse. Man schützt sich etwas dagegen, indem man die Hände immer, wenn man sie waschen mußte, sehr sorgfältig mit einem ganz trockenen Tuch abtrocknet. Ein wirksames Mittel gegen die Risse ist aber Hammeltalg, den man gut auf den Händen verreibt. Dadurch wird ein weiteres Einreißen der Haut fast immer verhindert.

Schach-Ecke.

Alle Aufschreiben und Anfragen an Gen. Wenzel Schorsch, Zweitnitz Nr. 63 bei Teplitz-Schönau.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 112.

Von Gen. Julius Reinert, Nestowitz.
Schwarz: Kd5; Dd8; Th7; Lc6; Ba6, b4 (6).



Weiß: Kf2; Dd6; Tc1; Lc5; Sa4, g4; Bb3, e6. M, f6 (10).
Matt in 2 Zügen.

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Gen. Wenzel Schorsch, Zweitnitz, einzureichen.

Lösungszug zu Nr. 109: Dd8-E7!

Richtige Lösungen konnten nachfolgende Genossen ein: Gustav Ludwig, Hubert Franz, Michael Rudolf, Eduard Ferdinand, Otto von Kroskau, Josef Eduard, Schütte; Dimiter Emil, Walter Krumm, Jücker Jürgend, alle aus Teplitz; Hans Josef, Holzmig; Jule Josef und Friedrich Kuzan, Markersdorf; Edmund Kuzan und Julius Cronin, Nehergrub; Kern Franz, Kossowitz; Hans Rudolf, Witzendorf; Eduard Wenzel, Langenau; Gustav Wilhelm, Kreuzberg bei Teplitz; Hilgardt Florian, Gditz; Wenzel Adolf, Kreuzdorf bei Sobot; Willmann Hans, Pöblitz bei Wehrdenberg; Schwabe Emil und Emanuel Josef, Bohonitz; Schöbel Anton, Zizankowitz; Edder Anton, Tarnitz; Witzendorf Adolf, Tschernitz; Witzendorf Heinrich, alle aus Teplitz; Hilgardt Hermann, Neu-Weitz; Egon Emil, Witzendorf; Friedrich Gustav und Carl Adolf, Witzendorf; Hubert Rudolf, Tschernitz; Erdmayer Marie, Jauernitz.

Paris Nr. 25.
Englisch.

Gespielt am 28. August 1929 in Grünhainichen (Sa.). Wettkampf Chemnitz-Club und Zschopau-Eppendorf u. Grünhainichen an 21 Br. Epp.-Grh. gew. mit 11:10.

Weiteres.

Am Ziele. Herr Schmidt hat Herrn Meier immer nur durch die Strafen heken sehen. Herr Meier wurde von Tag zu Tag nervöser; er aß nichts mehr, rauchte keine Zigarre; sein Gesicht fiel ein. Schmidt erkundigte sich teilnehmend und erfährt, daß es schief steht um Meiers Geschäft und daß der arme Mann aus den Verhandlungen mit seinen Gläubigern überhaupt nicht mehr herauskommt. Gestern trifft er ihn wieder. — Wie hat sich Meier verändert! Frisch, gesund, beinahe blühend. Schmidt freut sich, daß der Freund es nun endlich geschafft hat. „Also, da darfst man gratulieren, nach der vielen Aufregung und nun doch endlich am Ziele?“ — „Ja, lieber Schmidt, ich bin seit gestern pleite.“

Gewohnheit. Die zerstreute Verkäuferin beim Abschiedsflug: „Und womit kann ich sonst noch dienen?“

Der Vegetarier. „Gewiß, Herr Zimtober, ich habe an sich absolut nichts gegen Vegetarier und Rohkostler. Nur bin ich der Ansicht, daß der Geschmack von Zwiebeln zum Beispiel durch Zugabe eines Stück Rumpsteak entschieden gewinnt.“

Schützer. In dem Nachruf des „Milwaukee Herald“ auf R. R. hieß es am Schluß wie folgt: „Er hat viel leiden müssen. Er war ein treuer Leser des „Milwaukee Herald“ und der „Sonntagspost“ seit dreißig Jahren.“

L. Brett:

Weiß: Klnke, Eppendorf.

Schwarz: Patscher, Chemnitz.

1. e2-e4 c7-c5

2. e2-e3 e7-e5?

Dadurch wird der d-Bauer rückständig:

3. d2-d4 Sb8-c6

4. d4-d5 Sc6-e7

5. Sbl-c3 Sc7-g6

6. Sc1-l3 d7-d6

7. Lh1-e2 Lh8-e7

8. 0-0 Sg8-f6

9. Sf3-d2 0-0

10. l2-l4 e5-f4

11. e3-f4 Lc8-f5

12. g2-g4

Ein Bumerangwurf, frei nach Dankert. Er wird gezogen, weil die schwarze Stellung sehr gedrückt ist und deshalb für den biogestellten weißen K nicht so leicht Gefahr droht. Schwarz hat viel Schwierigkeit, sich freizumachen.

12. . . . Lf5-d7

13. g4-g5 Sf6-e8

14. Le2-d3 f7-f5

Ein Versuch freizuwenden. Auch wieder ein Bumerangwurf, der aber nicht gelingt, weil er die Wirkungslinien der schwarzen Figuren noch mehr einschränkt. Wenn Weiß e. p. schlägt, würde Schwarz freier. Der schwarze Bumerangwurf würde dann durchschlagenden Erfolg haben und damit der weiße Bumerangwurf zur Schwäche werden.

15. Sd2-f3 a7-a6

16. b2-b3 b7-b5

17. Sc3-e2 Dd8-b6

Hier schimmert eine Kombination durch Sc8-c7x5. Weiß kann aber abwarten und dafür seinen eigenen Plan weiterreiben.

18. h2-h4 Sc8-c7

19. Lc1-b2

Verteidigung und gleichzeitig Angriff auf den K-Feldzug. 19. Sc7x5 bedeutet jetzt Figurenverlust. Es folgt 20. c4-d5, c5-c4? 21. Lb2-d4.

19. . . . b5-c4

20. Ld3-c4 Ld7-b5

21. Tal-b1 Ta8-e8

22. b4-b5 Sc6-b8

23. Dd1-e2

Die weiße D nimmt Richtung nach c6 oder f5. Das letztere ist Mittel zum Zweck.

23. . . . Le7-g8

24. Sd3-b4 g7-g6

Der drohende B-Verlust verleitet Schwarz zum Öffnen der Diagonale, die ihm zum Verhängnis werden soll.

25. Dc2-c3 Ld8-f6

26. e5-f6 Te8-e2

27. f6-f7 Sd8-x7

Kurzschluß! Es konnte nur noch folgen 27. . . . 27. Kg8-f7; 28. Dc3-g7; 28. Kf7-e8; 29. Th1-e1 usw.

28. Dc3-e7?

A. Klnke.